

ROLAND WEIS



BIS ZUM
SÜDMEEER

LINDEMANN'S

Roland Weis · Bis zum Südmeer

Dr. Roland Weis, Jahrgang 1958, lebt und arbeitet in Südbaden. Der gelernte Zeitungsredakteur hat mehr als 20 Jahre bei Tageszeitungen, Radiostationen und Wochenzeitungen gearbeitet, ehe er 2002 in die Unternehmenskommunikation eines Energieversorgers wechselte, die er bis Ende 2022 leitete. Der promovierte Historiker hat neben zahlreichen Beiträgen in historischen Fachzeitschriften und Nachschlagewerken inzwischen mehr als 20 Bücher veröffentlicht, darunter regionalgeschichtliche Untersuchungen, populärwissenschaftliche Sachbücher, Wander- und Urlaubsführer aus dem Schwarzwald, Krimis und historische Romane. Das Romanprojekt „Die Neue Welt“ ist auf insgesamt fünf Bände angelegt. Anhand der Lebensgeschichte des Rodrigo Sanchez wird dabei die Entdeckungs- und Eroberungsgeschichte Süd- und Mittelamerikas nachgezeichnet. Von der Entdeckung Amerikas 1492 bis zur ersten Befahrung des Amazonas im Jahr 1541.

Zum Titelbild: Die Illustratorin *Fox* aus Titisee-Neustadt hat die berühmte Szene von der Entdeckung des pazifischen Ozeans durch Vasco Nuñez de Balboa einem Stich des belgischen Goldschmieds und Kupferstechers Theodore de Bruy vom Ende des 16. Jahrhunderts nachempfunden. Von 2004 bis 2009 studierte sie in Freiburg Grafik-Design und Illustration, 2010 gründete sie die Agentur FOX. Sie arbeitet selbstständig für Verlage, Galerien, Agenturen und Unternehmen.

Roland Weis

Bis zum Südmeer

Historischer Roman

ZWEITES BUCH
DER ROMANREIHE
„DIE NEUE WELT“

Lindemanns  Bibliothek

ENTDECKUNGS-
REISEN
1493 - 1513



NORDAMERIKA

.....
Juan Ponce de Leóns Reise 1513

1. Reise des Alonso de Hojeda 1499-1502

+++++

2. Reise des Alonso de Hojeda 1509-1510

Reise des Rodrigo de Bastidas 1501



NÚÑEZ DE BALBOAS
REISE
DURCH PANAMA 1513

.....
Hinweg

Rückweg

KARIBISCHES MEER



Die handelnden Personen

Fiktive Personen sind kursiv gesetzt.

Geschwister Sanchez aus Palos

Rodrigo Sanchez
Miguel Sanchez
Pedro Sanchez
Consuela Sanchez
Elena (ihre Tochter)

Geistliche

Bischof Don Juan de Fonseca
(Sevilla)
Juan de Robles
(Franziskanerminister)
Juan de Trasseria
(Franziskaneroberer)
Fray Enrique Ramirez
(*Franziskaner*)
Fray Francisco Ruiz
(Franziskaner)
Fray Ramón Pané (Einsiedler)
Bartholomé de Las Casas
(Dominikaner)
Pedro de Córdoba
(Dominikaner)
Antonio de Montesinos
(Dominikaner)

Sonstige Personen in Palos

Francisco Esquivel, genannt
„Don Burro“ (Eselzüchter)
Zimbo (Negersklave)
Maestre Bezal (Kneipenwirt)
Yanez de Montilla (Seemann)
Doña Felipa Montilla
(seine Mutter)
Claudio (Bettler)

Die Familie Pinzon

Isabella Pinzon
Martin Juan (ibr Sohn)
Martin Arias Pinzon
(ihr ältester Bruder)
Juan Pinzon
(ihr zweiter Bruder)
Catalina Pinzon
(ihre ältere Schwester)
Alonso Medel
(Catalinas Mann)
Leonora Pinzon
(ihre zweite Schwester)
Vicente Yanez Pinzon
(ihr Onkel)
Diego „el Viejo“ Pinzon
(ihr Großonkel)
Francisco Pinzon
(ein weiterer Onkel)
Maria Alvarez Pinzon
(Isabellas Mutter)

Der Velázquez-Clan

Diego Velázquez
(Vize-Gouverneur von Hispaniola und Eroberer Cubas)
Maria Cuéllar (seine Frau)
Cristóbal de Cuéllar
(Marias Vater)
Francisco Velázquez
(Schatzmeister Bobadillas und
Cousin von Diego Velázquez)
Ines Velázquez
(jüngere Schwester)
Anton Velázquez (Bruder)
Juan Velázquez (Bruder)
Gonzalo de Sandoval (Page)

Entdecker und Eroberer

Alonso de Hojeda
Diego de Ordáz
(Offizier Hojedas)
Bernardino de Lares
(Offizier Hojedas)
Juan de La Cosa
(Kapitän Hojedas)
Juan Ponce de León
(Eroberer Puerto Ricos)
Juan de Esquivel
(Eroberer Jamaicas)
Rodrigo de Bastidas
(Seefahrer und Kaufmann)
Vasco Núñez de Balboa
Francisco Pizarro

Pánfilo de Narváez
Cristóbal de Olid
Hernán Cortés (Sekretär
von Diego Velázquez)
Diego de Nicuesa
Sebastian de Ocampo
(umsegelte Cuba)
Pedro de Alvarado
Juan de Grivalja

KRONBEAMTE, HIDALGOS, SOLDATEN UND SIEDLER AUF HISPANIOLA:

In Santo Domingo

Don Nicolas de Ovando
(Gouverneur von Hispaniola)
Francisco de Bobadilla
(Gouverneur auf Hispaniola)
Gonzalo de Guzmán
(Freund von Velázquez)
Rodrigo Perez
(Bürgermeister von Santo
Domingo unter Colón)
Andrés de Duero (Sekretär
von Diego Velázquez)
Francisco de Garay
Vazquez de Ayllón (Richter)
Alonso Maldonado
(Oberbürgermeister)

Miguel de Pasamonte
(königl. Schatzmeister)
Amador de Lares (Buchhalter,
Kapitän und Sklavenhändler)

In Azua

Petro Rentrera
(Notar von Velázquez)
Diego Salcedo (Isabella Pinzons
Mann und Zuckerrohranbauer)
Juan Salcedo (sein Bruder)
Blanca-Fernanda Salcedo
(Halbschwester)
Gonzalo de Velosa (Verwalter)
Maria de Marcayda-Suarez
Catalina Suarez
(ihre älteste Tochter)
Leonora und Francisca
(weitere Marcayda-Töchter)
Juan Suarez
(Sohn der Marcayda)
Luis de Murga (Tavernenwirt)
Leonora de Murga
(seine älteste Tochter)
Cristóbal de Gamboa
Joan de Caceres
Gonzalo Panchita
(Knecht von Rodrigo Sanchez)

Der Colón-Clan

Admiral Cristóbal Colón
Bartolomé Colón
(sein erster Bruder)
Don Diego Colón
(sein zweiter Bruder)
Diego Colón
(ältester Sohn des Admirals)
Maria Toledo (seine Frau)
Ferdinand (zweiter Sohn
des Admirals)

Kapitäne und Offiziere bei den Fahrten der Familie Colón

Pedro de Harana
Antonio Colombo
Alonso Sanchez de Carvajal
Miguel Ballester (Komman-
dant des Forts Concepción)
Antón de Alaminos
Hernán Perez
Juan de Escalante
Pedro de Terreros
Diego Tristan
Diego Mendez

Rebellen gegen die Colóns

Francisco Roldán
(Oberrichter)
Adrian de Moxica
Hernándo de Guevara

Pedro Berahona
Diego de Escobar
Pedro Riquelme

**Weitere Kapitäne
und Seefahrer**

Pablo Perez aus Palos
Peralonso Niño „El Negro“
aus Palos
Juan Niño (sein Bruder)
Francisco Niño
(ein weiterer Bruder)
Cristóbal Quintero aus Palos
Juan Quintero (sein Bruder)
Alonso Quintero
(Juans Sohn)
Anton Quintero
(Juans weiterer Sohn)
Bernardino de Talavera (Pirat)
Alonso de Aguilar
(Talaveras Steuermann)
Juan Sanchez (Pilot Hojedas)
Juan de Umbria (Steuermann
von Vicente Yanez Pinzon)
Paulo Fernao Sousa
(*Sklavenfänger*)
Godim (Offizier Sousas)
Juan Diaz de Solis
Juan Alvarez
(El Manquillo – der Lahme)
Rafael Quesada
(Schiffbrüchiger)

**Offiziere und Mannschaften
in Tierra Firme**

Martin de Enciso
Martin de Zamudia (Alcalde)
Carlos Valenzuela (Kapitän)
Juan de Quincedo (Kapitän)
Juan de Valdivia (Kapitän)
Gonzalo Guerrero
Geronimo de Aguilar
(Priester)
Ñuflo de Olana (Schwarzer)
Rodrigo de Colmenares
(Kapitän)
Pedro Martin (Hundeführer)
Andrés de Valderrábano
(Notar)
Andrés de Vera (Geistlicher)

Kaufleute

Amerigo Vespucci
Maria Cerezo (seine Frau)
Juan Rodriguez de Cabezudo
Mercedes Cabezudo
(*seine Tochter*)
Jacome de Castellón
(Genuese)
Cristóbal und Luis Guerra
Elvira Espinosa
(*Kaufmannstochter*)

Fürsten und Hofbeamte

Ferdinand (König von Spanien)
Isabella (Königin von Spanien)
Johanna (Königstochter)
Philipp „der Schöne“
(Johannas Mann)
Maria (Königstochter)
Katharina (Königstochter)
Kardinal Jimenez de Cisneros
(Kanzler)
Juana de Torres
(Erste Hofdame)
Francisco Cervantes
„el Chocarrero“ (Hofnarr)
Julian de Alderete
(Hofsekretär)

Indios auf Hispaniola, Cuba und Tierra Firme

Suunayama (Taino-Frau)
Ihre Kinder mit Rodrigo
Sanchez:
Gauinox
Acaunatay
Jorge Nahanau Philipp Medici
(Taino-Krieger und Sklave)
Maria und Anna
(Rodrigos Sklavinnen)
Esco und Bedo
(Rodrigos Sklaven)
Itaea (Rodrigos Gefährtin)
Juan (ihr Sohn mit Rodrigo)

Anacaona (Kazikin)
Hatuey (Kazike)
Higueymota
(Tochter Anacaonas)
Guarocuya -Enriquillo
(Anacaonas Sohn)
Mencia (seine Frau)
Behechio (Kazike)
Guarionex (Kazike)
Zemako (Kazike)
Caretá (Kazike)
Anayansi (seine Tochter)
Ponca (Kazike)
Comagre
(Kazike auf Tierra Firme)
Panquiaco (Comagres Sohn)
Havana (Kazike auf Cuba)

Izus Welt

Izu (Zaubermann der Tupanaki)
Moatu (Izus Gehilfe)
Marinde
(Häuptling der Tupanaki)
Taytayre (junger Anführer)

Prolog

Ein dunkelhäutiger Mann, nackt bis auf einen kleinen, fasrigen Lendenschurz, stakt sein wackliges Einbaum-Boot mit geschmeidiger Eleganz auf dem großen Fluss durch das Mangrovendickicht des Urwaldes. Knorrige Luftwurzeln greifen nach ihm, doch er schlüpft fast lautlos darunter hindurch. Das Wasser blubbert kaum, wenn er seinen langen Stab eintaucht. Kleine Bläschen bilden sich, aber keine Schaumspritzer, nur leichte Wirbel an der Wasseroberfläche, die sich kurz um sich selbst drehen und dann in die Tiefe versinken. Mit jedem Schub, den der schmale Einbaum durch einen solchen Stockeinsetzung bekommt, gleitet er mit energischem Ruck wieder einige Längen weiter durch das ölige Uferwasser. Das Boot vollführt Wendungen, dreht nach links und nach rechts, kommt wieder auf Kurs, umrundet Hindernisse, schiebt sich weiter. Sucht der Steuermann die Deckung der grünen Uferzone, meidet er den offenen Fluss, der sich weit ausdehnt? Der sichere Lotse, stehend, in gleichmütiger Balance, folgt den diffusen Uferlinien, die unter dem grünen Gehänge von Wurzeln, Lianen, Todbäumen und Ästen kaum exakt auszumachen sind. Wo das schlammige Wasser des Flusses endete und wo die Sackgassen der sumpfigen Mäander und Seitenarme begannen, das konnte man vom Fluss aus nur erahnen. Der stumme Bootsführer mochte es fühlen. Er war in diesem Dschungel aufgewachsen. Er kannte die feinen Unterschiede aus lebenslanger Erfahrung. Wenn das Wasser dunkler wurde, wenn es plötzlich stand, wenn es seine Farbe oder seinen Geruch änderte, wenn die Sorte von Mücken, die über der Wasseroberfläche patrouillierten plötzlich eine andere war, die Frösche übermütig, die Wasserschlangen angriffslustig und die Fische träge wurden, dann hatte man den Fluss verlassen und war im Labyrinth der Sümpfe gelandet. Der Eingeborene konnte diesen Übergang mit geübtem Blick genau bestimmen. Ein Fremder aber wäre

stundenlang in einen toten Appendix des großen Flusses hineingefahren, nur um dann irgendwann zu merken, dass er sich vertan hatte. Und das Herausfinden aus diesem Labyrinth, zurück zur Hauptschlagader dieses Urwaldes, wäre eine Sache von Stunden, von Tagen oder gar ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Der Fluss und der Urwald boten viele Fallen.

Der Mann stoppte unvermittelt seine Fahrt. Es schien, als habe ihn irgendetwas irritiert. Ein Geräusch vielleicht oder eine Bewegung irgendwo unter dem diffusen, grünen Laubdach. Er hob witternd den Kopf. Das glänzende schwarze Haar fiel ihm in den Nacken, als er kurz zum Himmel blickte und die Laubkronen über sich taxierte. Obwohl jede seiner Bewegungen das fragile Gleichgewicht seines Einbaumes in Gefahr brachte, bückte er sich schnell und griff nach einem großen Blasrohr, das im Boot zu seinen Füßen gelegen hatte. Noch immer hielt er den großen Ruderstab in der anderen Hand. Er ahnte eine Gefahr, konnte sie aber noch nicht ausmachen. Es war zu spät! Ein Pfeil schwirrte aus der dunklen Laubwand schräg über ihm herunter und fuhr ihm von hinten unter das linke Schulterblatt in den Rücken. Im Fallen drehte er sich, stieß einen dumpfen Schrei aus und kippte rücklings über die Bootsante ins Wasser. Noch ehe er abtauchen und entkommen konnte, traf ihn ein zweiter Pfeil im Genick. Für den Indio gab es keine Rettung mehr.

Oben auf ihrem Ansitz in der Gabel eines weit über das Ufer herausragenden Stammes beugte sich eine schrumpelige Gestalt weit nach vorne, um den Erfolg ihres Hinterhaltes zu studieren, ein kleines, altes Männchen, das mit knotigen Beinen den Stamm umschlungen hielt, auf dem es saß. Geschickt wie ein Affe thronte es da oben, in der rechten Hand den Bogen, in der Linken weitere Pfeile, um sofort nachzulegen, sollte sich unten im Wasser noch etwas rühren.

Izu, der alte Zaubermann der Tupanaki, durfte mit seinem Jagderfolg zufrieden sein. Der feindliche Yanti-Mann war erlegt. Wieso musste der Kerl auch so neugierig sein? Schon seit Tagen streifte der Eindringling im Jagdgebiet seines Dorfes herum. Ein Kundschafter? Ein Späher? In friedlicher Mission spionierte der Krieger jedenfalls nicht in diesem Revier. Das erkannte Izu an der Art, wie der Yanti-

Mann versucht hatte, sich zu verbergen. Vermutlich sollte er auskundschaften, ob es die Tupanaki, mit denen die Yanti seit Generationen im Krieg lagen, überhaupt noch gab. Manchmal hatten die Stämme untereinander jahre- oder jahrzehntelang keinen Kontakt. Sie lebten ihr Urwaldleben, abgeschieden und vergessen. Wenn starke Hochwasser, Waldbrände oder andere Naturereignisse zwischen den Begegnungen lagen, konnte es passieren, dass ein Stamm oder eine Jagdgruppe von der Bildfläche verschwand. In solchen Fällen wurde ein Revier frei und der Nachbarstamm beeilte sich, es zu übernehmen.

Izu hangelte sich rücklings den Baum hinunter. Den Bogen trug er an einer fasrigen Leine auf dem Rücken, die Pfeile steckten seitlich an seiner Hüfte in einer Fellschleife. Der Alte kletterte erstaunlich beweglich und flink den Stamm hinab. Im Nu erreichte er den sumpfigen Grund und zerrte einen geschickt verborgenen Einbaum aus dem Gestrüpp, ähnlich dem Boot seines Opfers. Mit wenigen Stockschlägen dirigierte der Alte sein Gefährt zum herrenlosen Einbaum des getöteten Yanti und nahm diesen in Augenschein. Der Leichnam des Kriegers hatte sich unweit in einem Geäst verfangen, das aus dem Ufersumpf herausragte. Der große Strom zerrte an seiner Beute; irgendwann würde er es schaffen, den leblosen Körper mit sich zu nehmen. Izu knurrte befriedigt, als er sah, wie treffsicher er gewesen war. Die beiden im Leichnam steckenden Pfeile wollte er sich zurückholen. Das Blasrohr des Toten, das man ebenfalls hätte gebrauchen können, war vom Fluss bereits davongetragen worden. Der Einbaum barg ein wenig Proviant, ein paar Schlingen, zwei tote Fische, wohl ein Fang des Eindringlings. Trotz seines Jagderfolges nagte eine seltsame Unzufriedenheit an Izu. Noch immer spürte er diesen Druck, diese Unrast, eine unsichtbare Last, die ihn die letzten Monate wieder verstärkt bedrückte. Es erinnerte ihn an ein dubioses Gefühl, das ihn vor einigen Jahren verfolgt hatte, als dräue eine unsichtbare, große Gefahr heran. Es war die Ahnung von einem gewaltigen Unheil, groß und unfassbar. Es war, als würde sich ein strahlend blauer Himmel durch fürchterliche Gewitterwolken verdunkeln, bis nur noch ein tobender schwarzgrauer Wirbel zu sehen war. Izu schauderte. Ein düsterer Traum war zurückgekehrt.

I. Die Rettung (1498)

Der Tag, an dem endlich die Schiffe am Horizont auftauchten, unterschied sich in nichts von den Hunderten von Tagen, die vorangegangen waren. Kein Zeichen am Himmel, keine dunkle Ahnung, keine innere Unruhe, nichts warnte Rodrigo. Als plötzlich die Segel auftauchten, entlang der dünnen Linie, die Himmel und Meer schied, dann näherkamen und sich nicht in Wolkenschlieren oder Wellenkämme auflösten, wie so viele Halluzinationen in den Wochen, Monaten, Jahren zuvor, da stürzten sie Rodrigo in panische Hilflosigkeit. Ein junger Mann, der fünf Jahre als Schiffbrüchiger unter Einheimischen auf einer Insel in der Karibik überlebt, der vergessen hatte, dass er Spanier war, der Hoffnung nur noch als Wort kannte, er stand mit einem Male leibhaftigen Landsleuten gegenüber.

Rodrigo war am Morgen von seinem Lager aus Palmbältern und Gras aufgestanden, wie er es jeden Morgen tat, er verzehrte getrockneten Fisch und Früchte, während er Suunayama beobachtete, wie sie ein Bad im nahen Bach nahm und dann dem kleineren ihrer beiden Kinder die Brust, dem größeren einen Brei aus Fischmehl und Früchten gab. Im Hintergrund vernahm er den Lärm des erwachenden Dorfes, das nun schon seit einigen Jahren seine Heimat war, seit er auf der Insel Babeque gestrandet war. Wie lange war das her? Vier oder fünf Jahre? Die Tainos hatten ihn damals aufgenommen wie einen der Ihren. Zusammen mit Suunayama und Nahanau, jenen beiden Indios, denen Rodrigo sein Überleben verdankte, gehörte er seither zu diesem Dorf und zu diesem Stamm. Trotz all der Jahre unter diesen Menschen fühlte er sich immer noch als Fremder. Und er träumte Tag für Tag von der Errettung aus dieser Lage. Rodrigo lauschte kurz den Geräuschen, identifizierte ein paar der Stimmen, unterschied Gelächter, Kinderschreie, Geschimpfe der Frauen, und

widmete sich dann ohne Hast dem Tagesgeschehen. Mit dem Taino Nahanau diskutierte er kurz darüber, was an Aufgaben anstand; später gab er sich, wie an vielen vorangegangenen Tagen, dem Müßiggang und Träumen hin. Er schlenderte hinunter an den Sandstrand, wo ihn der weite Blick aufs offene Meer hinaus immer wieder daran erinnerte, dass irgendwo da draußen in der Ferne noch etwas anderes existierte als dieses eintönige, faule und so ereignislose Leben auf dieser unbeschwerten Insel.

In immer gleichen unerschütterlichen Anläufen brandeten die schaumigen Wellenkämme gegen den Strand. Sie zerbrachen zu weißperlenden Zungen, die sich noch ein Stück weit über den Sand landeinwärts schoben, dann aber zergingen und schmolzen, um schließlich vom mächtigen Sog des Meeres wieder zurückgeholt zu werden. Mit jedem Anlauf donnerten die heranrollenden Fronten wie kriegslüsterne Angreifer; bei jedem Rückzug zischten sie böse und ließen Kies und Geröll am Meeresgrund drohend rumpeln, als wollten sie warnen: Wir kommen wieder!

Rodrigo saß nackt bis auf ein Lendentuch am Strand, die Beine angewinkelt, die Arme über die Knie gekreuzt und das Kinn darauf aufgestützt. Das Wasser spielte um seine Zehen, wenn es besonders weit den Strand heraufgezüngelt kam. Doch der hagere, sonnengebräunte Jüngling nahm keine Notiz davon. Unter seinem wirren, bräunlichen Haarschopf steckte ein kantiger, ausgezehrter Schädel. Nasse Haarfransen hingen ihm über die Stirn und bildeten einen Vorhang über den braunen, zu Schlitzen zusammengekniffenen Augen. Das Gesicht des jungen Mannes war schmal. Ein dunkler Flaum zierte die Oberlippe. Am Kinn und den Wangen sprossen spärlich Barthaare.

Vom Strand aus beobachtete Rodrigo die beiden Indios, die draußen auf dem Meer in einem Kanu außerhalb der Brandung schaukelten und konzentriert ins türkisblaue Wasser starrten. Ihre eleganten, geschmeidigen Körper, kupferbraun, sehnig und wohlgeformt, bewegten sich in harmonischem Einklang. Beide trugen das schwarze, seidig glänzende Haar am Rücken lang und in der Stirn in fransigen Strähnen kurz. Sie saßen nackt bis auf ein schmales Lendentuch in

ihrem Einbaum. Ihre Bewegungen wirkten sicher und geübt. Ihr schmales Canoe gehorchte ihnen auf jeden Ruderschlag. Suunayama, die junge Tainofrau, und Nahanau, der Tainomann, gingen völlig in ihrer Aufgabe auf.

Rodrigo lächelte versonnen, als er die beiden draußen auf dem Meer beobachtete. Er hatte sich daran gewöhnt, dass sie manche Dinge ohne ihn unternahmen. Er würde nie ihre Kunstfertigkeit beim Fischfang oder im Umgang mit dem Kanu erreichen. Das unbekümmerte Gemüt dieser Naturkinder widersprach gänzlich seiner spanischen Entschlossenheit. Nein, die Eingeborenen würden aus Rodrigo nie einen Taino machen können, ebenso wenig, wie er aus den Tainos Spanier formen konnte. Immerhin, auch Nahanau besaß einen spanischen Namen: Jorge. Wie lange war das her, dass Admiral Cristóbal Colón dem Indio diesen europäischen Namen gegeben hatte? Damals erkundeten die ersten spanischen Schiffe die karibische Inselwelt. Auf dem ersten Eiland, das sie damals ansteuerten, fingen Colóns Männer einige Indios ein und verschleppten sie, darunter den jungen Nahanau. Sie nahmen ihn als Dolmetscher auf ihre Raub- und Entdeckungsfahrten mit, bis auf die Insel Hispaniola. Seinen spanischen Namen hatte Nahanau inzwischen längst wieder abgelegt, weggeworfen, vergessen. Ebenso vergessen wie die Schande, den Spaniern gedient zu haben. Obwohl er damals treu und unter Einsatz seines Lebens auf Seiten der Spanier gestanden hatte, fühlte und lebte er heute wieder wie ein Taino. Nichts mehr, außer dem jungen Mann am Strand, erinnerte an jene dramatischen Monate im Gefolge der spanischen Räuber, die auf Hispaniola so tragisch endeten. Nahanau fühlte sich mehr als jemals zuvor als ein Sohn dieser Inselwelt, eins mit dem Meer, mit den Palmen und den Sandstränden. Mit Suunayama im Boot verständigte er sich durch knappe Gesten und kurze Laute. Die beiden machten Jagd auf Schildkröten, wie sie es von ihren Vätern und Müttern gelernt hatten. Sie nutzten die Unterstützung eines Jagdfisches, eines Lotsen, den sie Tauhu nannten, den „Sauger“. Dieser Fisch besaß ein Organ am Kopf, mit dem er sich an größeren Fischen festsaugen konnte. Die Tainos fingen den Tauhu jung und fütterten ihn dann auf, bis er eine Größe er-

reichte, mit der sie ihn auf ihrer Jagd nutzen konnten. Wenn große Seekühe oder Schildkröten in der Nähe waren, ermutigten die Tainos ihren Lotsenfisch mit freundlichen Worten, feuerten ihn an und ließen ihn dann los. Am Schwanz ihres Tauhu befestigten Nahanau und Suunayama eine Pflanzenfaserschnur, damit er ihnen nicht davonschwimmen konnte. Der Jäger stürzte sich sofort auf seine Beute und sog sich fest. Nahanau und Suunayama zogen ihn dann mitsamt der Schildkröte zum Boot zurück, wobei sie die Schnur aufrollten. Sobald sie das Reptil in ihren Einbaum gehievt hatten, lösten sie den Jagdfisch von der Leine, belohnten ihn mit einem Stück Fleisch von der Beute und schickten ihn auf die nächste Jagd.

Der junge Spanier, der am Strand saß und versonnen diese Jagd beobachtete, kannte die Methode bereits von früheren Ausfahrten. Auch er hatte schon zusammen mit Nahanau und Suunayama Schildkröten und fette Manatis gejagt. Die Leichtigkeit und Perfektion der beiden Tainos erreichte er dabei zwar bei Weitem nicht, doch fühlte er sich durchaus imstande, sich von dem zu ernähren, was das Meer und die tropische Insel, auf der er gestrandet war, ihm boten.

Rodrigo fühlte sich in der Lage, ein Leben wie die Tainos zu führen. Man achtete ihn im Dorf, junge Mädchen legten sich bereitwillig auf sein Lager, er beteiligte sich am Fischfang, an der Jagd auf Kaninchen und Schlangen. Er feierte die Feste des Dorfes mit und er gehörte zur Dorfgemeinschaft, seit er auf dieser Insel festsaß. Im Sommer 1493 war es gewesen, als es den damals vierzehnjährigen Schiffsjungen hierher verschlagen hatte, als letzten Überlebenden jener Schiffsbesatzung, die Admiral Colón auf Hispaniola zurückgelassen hatte. Rodrigo war einer der Jüngsten in der ganzen Mannschaft gewesen. Sein Überleben verdankte er dem treuen und umsichtigen Nahanau und der selbstlosen Suunayama. Welche Ironie: Nahanau, ein unfreiwillig Entwurzelter, und Suunayama, ein vom Glanz der spanischen Rüstungen geblendetes Tainomädchen – ohne diese beiden wäre Rodrigo nicht mehr am Leben. Inzwischen war Suunayama zur Frau herangereift. In den letzten Jahren hatte sie zwei Söhnen das Leben geschenkt. Wo waren die Bälger eigentlich? Rodrigo schreckte aus seinem Sinnieren auf und suchte mit zu Schlitzen zu-

sammengekniffenen Augen den Strand ab. Verstreut hielten sich dort einige Tainos aus dem Dorf auf. Auch etliche Kinder streunten herum und spielten im Sand. Weit vorne, wo ein kleiner Bach ins Meer mündete, entdeckte er die kleinen Gestalten, die zu Suunayama gehörten. Irgendein Spiel fesselte die Buben. Der bald fünfjährige Gauinox, so von Suunayama nach ihrem Vater, und der zweijährige Acaunatay, nach ihrem Bruder benannt, wuchsen unbeschwert auf, ohne die Last und Bürde der Vergangenheit. Ihre kleine Welt bestand aus dem Dorf, dem Strand und dem nahen Urwald. Sie wussten nichts davon, dass ihre Mutter von der benachbarten Insel Hispaniola stammte. Sie wussten nichts von den Spaniern, die dort schlimmste Verheerungen angerichtet hatten, ehe Fürst Caonabo sie alle geötet oder ins Meer zurückgejagt hatte. Sie wussten nichts davon, dass Nahanau, der Gefährte ihrer Mutter, ein Verschleppter und Entwurzelter war. Die zwei kleinen Tainojungen hatten keine Ahnung von alledem. Und so wussten sie auch nicht, dass sie bei diesem Indio-Stamm auf Babeque, in dessen Dorf sie aufwuchsen, eigentlich Fremde waren. Die Taino kannten eine solche Unterscheidung nicht. Sie akzeptierten die Buben und ihre Mutter Suunayama als gleichberechtigte Mitglieder der Dorfgemeinschaft, wie sie auch Nahanau und Rodrigo akzeptierten. Selbst dieser spanische „Haarmann“, wie die Taino ihn nannten, gehörte ohne Einschränkungen zur großen dörflichen Familie. Aus ihrer Warte sah Rodrigo zwar seltsam aus, mit seiner helleren Haut und seinem merkwürdigen Haar, mit dem Bart im Gesicht und mit Haaren auf der Brust, aber niemand störte sich daran. Er genoss eine gewisse Ausnahmerolle. Auf die jungen Mädchen und Frauen übte der Exot eine besondere Anziehungskraft aus, weshalb er schon länger nicht mehr nur mit Suunayama das Lager teilte, sondern gerne auch mit anderen Töchtern des Dorfes. Er war der Vater von Gauinox und Acaunatay, das sah man an ihren etwas helleren Haaren und am etwas helleren Teint ihrer Haut, hatte aber sicher noch einige andere Kinder gezeugt. Da er die Zusammenhänge zwischen Zeugung, Schwangerschaft und Geburt nur vage begriff, gehörte seine wahrscheinliche Vaterschaft nicht zu den Dingen, die ihn ernsthaft beschäftigten. Sollte er der Vater von Gauinox

und Acaunatay sein, dann kümmerte es ihn nicht wirklich. Noch viele andere junge Männer, darunter auch Nahanau, hatten sich zu Suunayama gelegt. Viele denkbare Väter. Die Taino kannten keine Ehe und keine Monogamie.

An den Maßstäben und Vorstellungen, die Rodrigo noch bruchstückhaft aus Palos, seiner spanischen Heimat, mit sich herumschleppte, durfte er diese fremde Welt nicht messen. Er seufzte. Wie fern waren doch all die Erinnerungen an seine Geschwister und seine Mutter, an die Mönche von La Rabida, an die reiche Familie der Pinzons und an die zierliche, ach so zarte und unerreichbare Isabella Pinzon, von der Rodrigo in einem anderen Leben einmal so unsterblich geschwärmt hatte. Nachdenklich drehte er den Griff seines Messers in der Hand. Immer noch war er von einer Haarlocke umwickelt, die ihm Isabella einst geschenkt hatte. Rodrigo wog das Messer in seiner Hand. Es war das Letzte, was ihm aus seinem Leben als spanischer Schiffsjunge geblieben war und es leistete ihm noch immer treue Dienste. Die Klinge trug zwar Schrammen und Kerben, die Spuren ihrer tagtäglichen Beanspruchung, doch sie saß noch immer stramm und fest am Griff, besaß Schärfe und übertraf die harmlosen Holz- und Steinwerkzeuge der Taino in jeder Beziehung. Rodrigo stocherte im Sand. Hier spielte jetzt sein Leben, auf diesem Eiland, inmitten von Wilden, die ihn aufgenommen hatten wie einen der ihren. Bei diesen Tainos fragte ihn schon lange keiner mehr, woher er kam und wer er war. Palos geisterte nur ihm im Kopfe herum. Solche Gedanken verfolgten ihn geradezu, je länger er hier lebte. Immer wieder stellte er sich die Frage: Würden die Spanier zurückkehren?

An diesem Tag erhielt Rodrigo eine Antwort.

Da war zunächst nur ein grauer, etwas untypischer Fleck am Horizont. Eine Wolke auf Abwegen. Ein Flirren am Himmel. Doch wer tage-, wochen- und monatelang den immer gleichen Horizont mit den immer gleichen Farben und den immer gleichen verwaschenen Konturen nach irgendeinem Zeichen absucht, dessen Blick bleibt unweigerlich an so einem grauen Fetzen hängen. Rodrigo erhob sich, um einen besseren Ausblick zu haben. Angestrengt stierte er aufs

Meer. Da bewegte sich etwas. Es waren mehrere Flecken. Sie kamen schnell näher. Rodrigo erkannte drei Schiffe.

So lange hatte Rodrigo von diesem Augenblick geträumt, so sehr hatte er diese Begegnung herbeigesehnt, so zwanghaft hatte er sie sich gewünscht und ausgemalt, dass er nun beinahe von einem Schock erfasst wurde. Panik bemächtigte sich seiner. Er sprang auf und flüchtete über den Sandstreifen unter das schützende Dach des Urwaldes. Die drei Schiffe näherten sich, unzweifelhaft in der Absicht, der Insel einen Besuch abzustatten. Sonst wären sie längst am Horizont vorübergeglitten und wieder im Dunst verschwunden.

Auch Suunayama und Nahanau entdeckten von ihrem kleinen Canoe aus die fremden Segler und ruderten hastig an den Strand zurück. Sie ahnten beide, wer da übers Meer kam. Sie kannten die Spanier und ihre furchtbaren Waffen. Sie hatten beide ihre blutigen Erfahrungen gemacht. Wie oft in den letzten Jahren hatten sie an den langen Abenden am Feuer davon erzählt. Das ganze Dorf kannte die Schreckensgeschichten von dem Ungeheuer Escobedo und seinen Raubzügen auf Hispaniola. Alle im Dorf wussten, wie spanische Eindringlinge mit Eingeborenen umzuspringen pflegten. Die Taino zögerten deshalb nicht lange, als Suunayama und Nahanau laut schreiend und gestikulierend hinüber zu den wackligen Hütten des Dorfes stürmten, um die Bewohner zu warnen: „Die Spanier kommen! Die Bärtigen mit ihren Donnerwaffen! Flieht, flieht. In den Urwald, flieht!“

Selbst Rodrigo ließ sich anstecken und sprang in großen Sätzen hinter den Indios her, als diese in den Schutz des Waldes flüchteten. Bis er plötzlich abrupt stehen blieb und sich besann. Was tat er da? Die Spanier waren doch nicht seine Feinde. Es waren seine Landsleute. Jahrelang hatte er gehofft und gebetet, sie mögen wiederkommen. Wieso floh er jetzt? Verwirrt lauschte er dem Lärm, den die Dorfbewohner bei ihrer Flucht verursachten. Sie verkrochen sich wie eine Horde Affen, die von Jägern aufgespürt worden waren. Rodrigo kannte den Platz, den sie aufsuchen würden: eine kleine Lichtung, von jenem Bächlein durchflossen, das weiter unten als verlorenes Rinnsal im sandigen Strand Richtung Meer versickerte. Von dort an hob sich die Insel zu einer kleinen und flachen, grün

bewachsenen Hügelkette. Dort oben, im Schutz der Wälder und vom Meer aus unsichtbar, lagen die Felder der Tainos, wo sie Casava-Knollen für ihr mehliges Brot anbauten. Sie würden sich dort oben in Sicherheit fühlen.

Aber Rodrigo wusste es besser. Wenn die Spanier es darauf anlegten, dann würden sie auf der Suche nach Beute die ganze Insel durchstreifen. Selbst wenn sie in friedlicher Absicht kamen und nur frisches Wasser fassen wollten, war es besser für die Indios, unsichtbar zu bleiben, vor allem ihre Frauen zu verstecken.

Das aber waren nicht Rodrigos Sorgen. Er war fest entschlossen, den Spaniern entgegenzutreten, sollten sie an Land kommen. Er hastete zum Strand zurück. Einige eilig auf den Sand gezogene Canoes lagen herum. Fremde Besucher würden also auf jeden Fall sofort wissen, dass hier Indios lebten. Ganz zu schweigen von den vielen Fußspuren, die hinauf zum Dorf führten. Rodrigo sah die drei Karavellen nun so deutlich vor sich, dass keine Zweifel mehr bestanden: Die drei Schiffe ankerten nicht einmal eine halbe Legua vom Strand entfernt und hatten bereits ihre Segel gerefft. Offenbar richteten sie sich auf einen längeren Aufenthalt ein. Rodrigo erkannte den Schiffstyp wieder. Es handelte sich um ähnliche Karavellen, wie die Niña und die Pinta es gewesen waren. Die Schiffe wirkten stark ramponiert. Rodrigo erkannte, dass die Segel zum Teil in Fetzen hingen, dass Rahen abgebrochen, Trassen zerrissen und Aufbauten weggefegt waren. Die Karavellen mussten in einen der Stürme geraten sein, die um diese Jahreszeit die Inselwelt unsicher machten.

Unruhe packte Rodrigo. Sein Herz raste. Er stampfte unruhig am Strand hin und her und sprach dabei in seiner Muttersprache, die er in den letzten fünf Jahren immer mehr hatte verkümmern lassen, zu sich selbst: „Ich komme aus Palos. Ich war Schiffsjunge. Ich liebe und verehere die heilige Muttergottes. Ich bin ein Spanier.“ Dann blieb er abrupt stehen und starrte zu den Schiffen hinüber. Dort rührte sich nichts. Planten sie überhaupt einen Landgang? Sollte er schreien? Winken? Hinausschwimmen? Schon zerrte er das Canoe über den Sand, bereit, es ins Wasser zu setzen. Da endlich kam Bewegung in die Schiffsbesatzungen. Mehrere Beiboote wurden herabgelassen und

nahmen Kurs auf den Strand. Rodrigo erkannte die Konturen einzelner Gestalten. Die fremden Kapitäne gingen kein Risiko ein. Sie näherten sich gleich mit starker Besatzung.

Die Boote hielten geradewegs auf ihn zu. In Rodrigos Kopf jagten sich Ansprachen und Erklärungen, die er abgeben wollte. Er legte sich Sätze zurecht, verwarf sie wieder, sprach stumm mit sich und fürchtete mindestens genauso stark, wie er ersehnte, dass die Landsleute nun endlich an Land kamen, um ihn von dieser weltverdammten Insel zu befreien.

An Suunayama und Nahanau verschwendete Rodrigo keinen einzigen Gedanken. Auch nicht an seine Söhne Gauinox und Acaunatay. Jetzt galt nur noch eines: Spanier kamen, um ihn zu retten.

Die Kapitäne der drei Schiffe kommandierten die Ruderboote. In jedem saßen ein Dutzend Matrosen und der übliche Hofstaat an Schranzen, Notaren, Offizieren und Paradeuniformträgern. Sie strömten, kaum hatten die Boote Grund gefunden, mit überschwänglichem Hurra-Gebrüll an Land. Manche warfen sich in den Sand und dankten der Muttergottes. Es wollte Rodrigo vorkommen, als sei nicht er der Gerettete, sondern als sähen die Neuankömmlinge sich in dieser Rolle. Vorsichtig näherte er sich der Szenerie, die ihn an seinen eigenen ersten Landgang erinnerte, vor bald sechs Jahren, als sie nach der langen Überfahrt über den unbekanntem Ozean endlich die erste Insel betreten hatten.

Niemand nahm bis dahin von ihm Notiz. Jetzt näherten sich drei Herren, die nach ihrer Haltung und ihrem Auftreten als Kapitäne auszumachen waren. Sie wurden flankiert von mehreren Offizieren, die ihre Degen gezückt hielten, als drohe ihnen von dem nackten, völlig unbewaffneten Rodrigo eine Gefahr. Dieser breitete die Arme aus wie ein Priester und sperrte den Mund auf, brachte aber keinen Ton heraus. Plötzlich fielen ihm keine spanischen Wörter mehr ein. Er stammelte wirr und unverständlich, endlich stotternd: „Ich ... ich bin ... Spanier ... bin Spanier ... ich ...“

Er klopfte sich auf die Brust.

Auf Seiten der Ankömmlinge erntete er große Heiterkeit. Manche, die jetzt näher getreten waren, brachen in schallendes Gelächter aus.

Höhnische Kommentare folgten. Einer der Kapitäne, ein Zwerg mit schwarzem Kraushaar und glühenden finsternen Augen, trat näher und wandte sich zu seinen beiden Kapitänskollegen um: „Meine Herren, lasst uns Jesus, unserem Beschützer danken. Dieser Eingeborene spricht spanische Brocken. Das heißt, unsere Landsleute können nicht weit sein. Wir sind auf einer der westindischen Inseln unseres Admirals und Vizekönigs gelandet.“

„Señor de Harana“, erwiderte der zweite Kapitän, ein eleganter, schlanker Herr mit spitzer Nase und schmalen Lippen, „der Sturm mag uns durcheinander gewirbelt und arg zerrupft haben. Aber dass wir auf diesen Inseln ankommen würden, das stand nie in Frage. Es ist nur ungewiss, wie weit wir von unserem eigentlichen Ziel, der Insel Hispaniola, abgetrieben wurden.“

„Colombo, ihr solltet nicht übermütig werden. Der Sturm war durchaus so, dass wir um unser Leben fürchten mussten. Ich gestehe freimütig, dass es mir zuletzt an Orientierung gefehlt hat.“

Während sie so miteinander sprachen, bildeten sie zusammen mit ihren Begleitern einen Halbkreis um Rodrigo. Der dritte Kapitän, ein etwas bejahrter und gut genährter Herr mit buntem Federschmuck auf einem etwas zu klein geratenen Barett, wandte sich an Rodrigo: „Kannst du mich verstehen? Verstehst du was ich sage? Wie heißt diese Insel? Wo sind wir hier? Gibt es hier Spanier?“

Rodrigo antwortete trotzig: „Ich bin Spanier!“ Diesmal sprach er laut und klar, ohne Gestammel, ohne Unsicherheit. Die Umstehenden stießen ungläubige Rufe aus. Einige wichen zurück. Andere musterten ihn mit noch größerer Neugierde als bisher. So ohne Weiteres hätte man ihn gewiss nicht als Landsmann identifiziert. Er trug das Haar am Rücken lang bis über die Schulterblätter, so wie es Sitte bei den Tainos war. In der Stirn hatte er es in kurzen Fransen hängen. Um die Hüfte trug Rodrigo einen dünnen Lendenschurz, der bei genauerem Hinsehen die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich lenken musste. Rodrigo hatte sich diesen nämlich aus den Resten einer einstigen Matrosenhose gebastelt. Das zerrissene Kleidungsstück war neben dem spitzen Seemannsmesser, das er unter dem Schurz verborgen trug, das einzige Überbleibsel aus seiner Zeit als Schiffsjunge

auf der Santa Maria. In seiner Nacktheit, gebräunt wie die Einheimischen, war Rodrigo bis auf seinen Bartflaum kaum von einem echten Taino zu unterscheiden. Die Kapitäne und ihr Gefolge hatten nie zuvor einen Fuß auf eine Karibik-Insel gesetzt. Wie sollten sie wissen, dass den Eingeborenen keine Bärte wuchsen?

Die Seeleute überschütteten Rodrigo mit Fragen. Sie prasselten von allen Seiten auf ihn herab: „Wo sind wir? Wie heißt diese Insel?“ „Babeque“, antwortete Rodrigo, und die Spanier konnten nichts damit anfangen.

„Wo ist Hispaniola? Die Insel Hispaniola?“

Rodrigo gewann durch das Durcheinander an Fragen immerhin ein paar Sekunden Zeit zum Überlegen. Bisher stand es für ihn außer Frage, dass er den erstbesten Spaniern, welche die Insel Babeque betreten würden, in aller Ausführlichkeit und Genauigkeit die wahrhaftige Geschichte vom Untergang der Siedlung La Navidad erzählen würde und von den Umständen, unter denen er als einziger Überlebender der Katastrophe hier gelandet war. Nun zauderte er.

Einen der Kapitäne sprachen die anderen als „Señor de Harana“ an. Bei diesem Namen schrillten Rodrigos Alarmglocken. Denn der kleine, schwarzlockige Kapitän mit den glühenden Augen sah verblüffend jenem Diego de Harana ähnlich, der Rodrigos Kommandant in La Navidad gewesen war. Sollte es möglich sein, dass dieser Harana mit jenem aus Rodrigos Vergangenheit etwas zu tun hatte? Die Ähnlichkeit war frappierend. Was wollte dieser Kapitän hier? Suchte er vielleicht nach seinem Bruder? Wie würde er reagieren, wenn er von dessen tragischem Ende erfuhr? Würde er Rodrigo glauben? Würde man ihn vielleicht verantwortlich machen? Heiß fiel ihm ein, dass er in seiner Hütte noch jenen Lederbeutel mit Gold aufbewahrte, der ihm damals als Anteil an der Beute des unseligen königlichen Notars Rodrigo de Escobedo zugefallen war. Wie sollte er den Besitz dieses kleinen Schatzes erklären? Nein, er musste ihn unbedingt verheimlichen. Und er musste auch sonst einiges verheimlichen, das wurde ihm in diesen wenigen Sekunden klar, die ihm zum Überlegen blieben. Zuerst galt es, herauszufinden, in wessen Auftrag die spanischen Kapitäne unterwegs waren, wem sie dienten, und wie sich die

Verhältnisse überhaupt entwickelt hatten. In den sechs Jahren, die Rodrigo nun schon unter den Tainos auf Babeque lebte und in denen er vom 14-jährigen Schiffsjungen zum jungen Mann und Vater zweier Söhne geworden war, konnte viel passiert sein. So besann er sich und wich den vielen drängenden Fragen mit einer Gegenfrage aus: „Dies ist eine verlassene und verlorene Insel fern unserer spanischen Heimat. Durch viel Unglück hat es mich hierher verschlagen und ich weiß nicht, wie viele Monate und Jahre ich hier schon bei den Eingeborenen bin. Wollen die hohen Herren mir sagen, woher sie kommen und wohin sie wollen?“

„Wie heißt du? Woher kommst du?“, wollte Kapitän Harana wissen.

„Ich bin Rodrigo Sanchez aus Palos“, erwiderte er pflichtschuldigst und bereute es sogleich, die Wahrheit gesagt zu haben. Wäre es nicht besser gewesen, einen erfundenen Namen anzugeben?

„Ich bin Kapitän Pedro de Harana aus Córdoba“, stellt sich nun der kleingewachsene Anführer vor. „Diese Herren hier sind die Kapitäne Giovanni Antonio Colombo aus Genua und Alonso Sanchez de Carvajal aus Baezza.“ Er machte dazu eine ausladende Bewegung mit dem rechten Arm, mit der er vage alles umfasste, was ihm zur Seite stand. Dann stellte Harana noch weitere Herren aus seinem Gefolge vor, aber Rodrigo konnte sich die vielen Namen nicht merken. Außerdem beschäftigte ihn der Name des Kapitäns Giovanni Antonio Colombo. Nach Harana war das der zweite bekannte Name für ihn. Auch Admiral Colón stammte aus Genua. Dort war sein Name ebenfalls Colombo gewesen. Also noch ein Genuese. Die Namensgleichheit konnte kein Zufall sein. Wenn auch dieser Colombo, schlank und schmal, etwas affektiert in seinen Bewegungen, nicht viel Ähnlichkeit mit dem Admiral aufwies, so konnte er doch mit jenem verwandt sein. Rodrigo stellte die Frage unerschrocken: „Kapitän Colombo, seid Ihr etwa verwandt mit jenem Admiral Colón, der im Jahr des Herrn 1492 ausgefahren ist zu diesen Inseln, um das Reich des großen Khan zu finden und die Länder Zipangu und Cathay?“

Der Angesprochene lächelte geschmeichelt und warf sich in die Brust: „So ist es. Dieser Admiral und Vizekönig Colón ist mein Cousin,

und in seinem Auftrag bin ich unterwegs. Er hat uns als Vorauskommando gesandt. Gemeinsam sind wir mit sechs Schiffen von Sevilla ausgefahren. Unsere Schiffe sollten vorausseilen zur Insel Hispaniola, wo der Admiral die Siedlung Isabella gegründet hat, während er selbst eine andere Route wählte, um weitere neue Inseln und vielleicht das asiatische Festland zu finden. Aber wir gerieten in einen gewaltigen Sturm und wurden tagelang südwärts abgetrieben. Jetzt aber haben wir den Kurs wieder gefunden und hoffen nun, auf Hispaniola zu treffen. Die Insel kann nicht weit sein.“

„Dieses Eiland hier wird von den Tainos Babeque genannt“, klärte Rodrigo auf. „Aber es ist nicht weit von der Insel Hispaniola entfernt. Das weiß ich, weil ich selbst von dort gekommen bin.“

Der dritte Kapitän, Alonso Sanches de Carvajal, lachte bei Rodrigos Worten: „Von wo solltest du auch sonst gekommen sein? Außer Isabella und Santo Domingo auf Hispaniola gibt es ja auch keine anderen spanischen Siedlungen in dieser Weltgegend. Sag uns, wie es dich hierher verschlagen hat?“

Jede Antwort und jede Frage der Kapitäne bargen für Rodrigo neue, wertvolle Informationen. Es gab also zwei spanische Siedlungen auf Hispaniola, die der Kapitän mit Isabella und Santo Domingo bezeichnet hatte. Das bedeutete, dass die Spanier tatsächlich nach der damaligen ersten Fahrt von Admiral Colón mit neuen Besatzungen wiedergekommen waren und die Insel inzwischen besiedelt hatten. Dann war Colón also auch der rechtmäßige Vizekönig dieser Inseln. War das gut oder schlecht für Rodrigo? Drohten ihm ein Prozess und der Tod, wenn der Admiral alle Umstände des Untergangs von La Navidad erfuhr? Immerhin waren es damals Meuterei, Eigenmächtigkeiten und Befehlsverweigerung gewesen, die das Fort in Bedrängnis gebracht und zu seiner Zerstörung geführt hatten. Man könnte Rodrigo als letzten Überlebenden dafür zur Rechenschaft ziehen. Würde der Admiral ihn wiedererkennen? Würde er sich noch an ihn erinnern? Und wenn, war er dann froh, ihn zu sehen, oder würde es ihm unangenehm sein, den lästigen Zeugen von damals plötzlich wieder unter den Lebenden zu wissen? An dieser Stelle setzte Rodrigos unterbewusster, aber ausgezeichnet ausgebildeter Über-

lebensinstinkt ein. Ein vages inneres Warnsignal sagte ihm, dass es besser sei, die eigene Geschichte im Dunkel zu lassen. So sagte er nur knapp: „Ich habe Schiffbruch erlitten. Ich wurde in einem Sturm über Bord geweht.“

Die anderen sahen sich an. „Mit wem bist du gefahren? Wer war dein Kapitän?“

An dieser Stelle hätte Rodrigo mit einer Lüge aufwarten müssen. Ein Name für einen Kapitän? Er kannte nur die Kapitäne und Steuerleute von der Entdeckungsfahrt, die er mit Admiral Colón mitgemacht hatte. Welchen Namen sollte er nennen? Colón schied aus. Was war aus den anderen geworden? Die Pinzons? Juan de La Cosa?

„Niño! Peralonso Niño, das war mein Kapitän?“, entschied er sich spontan.

Alonso Sanchez de Carvajal nickte wissend: „Ich kenne ihn. Ein Kapitän aus Palos. Er ist vor zwei Jahren mit zwei Karavellen ausgefahren und hat viele Indianersklaven nach Spanien gebracht.“ Er zögerte kurz. „Aber dann, ... das heißt, ... das bedeutet, du sitzt seit zwei Jahren auf dieser Insel fest.“

Rodrigo nickte beflissen und log: „Ja! Ja, so war es. Genau so ist es. Zwei Jahre ist es schon her.“

„Unglaublich“, murmelte Carvajal. Die anderen stimmten ihm bei.

Einer aus den hinteren Reihen brüllte: „Bringt dem Mann etwas Anständiges zum Essen und Kleider zum Anziehen!“

„Und Wein!“, ergänzte Kapitän Harana. „Er muss ausgetrocknet sein.“

So kam es, dass Rodrigo wenig später mit einem kapitalen Vollrausch und mit vollgefressenem Wanst die soeben erst neu erhaltenen Kleider vollkotzte und in einen gnädigen Tiefschlaf abtauchte, während die Spanier am Strand ihr Lager aufschlugen. Von den Tainos ließ sich niemand blicken. Irgendwo im Hinterland saßen Nahanau und Suunayama eng aneinander geschmiegt, die beiden Buben fest umschlungen. Sie wussten, welche Bestien die Spanier sein konnten. Ob diese, die da gerade angekommen waren, sich von jenen unterschieden, die sie damals in La Navidad kennengelernt hatten, das wagten sie nicht zu hoffen.